Eine Auswahl
kurzer Erzählungen
VON
László Cholnoky

László Cholnoky
(1879–1929)

Eine Auswahl kurzer Erzählungen von László Cholnoky

Übersetzt von:

Petra Szabó
sz.petra888@gmail.com

2026.

Werkstatt der Vergessenen Bücher
https://werkstatt-der-vergessenen-bucher-7aaf01.webnode.hu/

Alle Rechte vorbehalten

Die „Werkstatt der Vergessenen Bücher“ ist ein mehrsprachiges digitales Archiv, das sich der Wiederentdeckung alter – vor allem ungarischer – literarischer Werke widmet. Ihr Anliegen ist es, jene Geschichten zu bewahren, zugänglich zu machen und weiterzugeben, die sonst allmählich aus dem kulturellen Gedächtnis verschwinden würden. Das Projekt arbeitet als unabhängige, eigenständige Initiative.

Inhaltsverzeichnis

Über den Autor

Fräulein Galbory

Psychiatrie

Meine Schachtel

Der Dämon

Über den Autor

László Cholnoky (1879–1929) war einer der stillen Außenseiter der ungarischen Literatur an der Wende zum 20. Jahrhundert. Er arbeitete als Journalist und Redakteur, meist unter bescheidenen Umständen, und beobachtete die verborgenen Regungen der menschlichen Seele mit ungewöhnlicher Sensibilität.

In seinen Geschichten liegt hinter dem Alltäglichen stets ein feiner Schatten von Melancholie, Sehnsucht oder Unruhe. Seine Figuren sind verletzlich, einsam, manchmal verloren – und gerade dadurch zutiefst menschlich.

Cholnoky war kein Autor großer Gesten, sondern ein Meister der leisen inneren Dramen: der kleinen Brüche, der unausgesprochenen Gefühle, der stillen seelischen Erschütterungen. Seine kurzen Prosastücke wirken zugleich zart und verstörend.

Fräulein Galbory

Fräulein Galbory war Gouvernante bei meinem Onkel.

Sie unterrichtete meine kleine Schwester Jolán, kam mit ihrer Aufgabe jedoch nicht weit, denn das Mädchen war ein eigensinniges, widerspenstiges kleines Geschöpf. Daran hatte Sári Várhalmy, die Tochter des Vizegespans, großen Anteil. Sie war nämlich dem Mädchen gegenüber allzu freundlich, trotz des großen Altersunterschieds zwischen ihnen. Vielleicht war das von Seiten der Várhalmy-Tochter auch nur eine Art Geltungsdrang, doch Tatsache ist, dass sie Jolán, als diese kaum dreizehn Jahre alt war, bereits wie eine Freundin behandelte. Und damals war Sári Várhalmy das angesehenste Mädchen im Komitat, um dessen Freundschaft sich zahlreiche Damen bemühten.

Wie gesagt: meine Schwester Jolán war ein wahrer Tyrann. Ich glaube, sie war fest davon überzeugt, dass es auf der ganzen Welt kein vollkommeneres, klügeres und schöneres Mädchen gebe als sie – oder wenn doch, dann höchstens eines: Sári Várhalmy. Und dieser Überzeugung

entsprechend stellte sie sich zur Schau, benahm sich überheblich und lautstark, sodass es oft geradezu unerquicklich war, sie anzusehen. Und ihr Vater und ihre Mutter, natürlich vom elterlichen Gefühl geblendet, äußerten nie auch nur ein einziges missbilligendes Wort. Dabei hatte sie später wahrlich genug auf dem Kerbholz.

Denn einem unreifen, verzogenen Menschen kann man vieles nachsehen, in der Hoffnung, dass er später doch noch zur Vernunft kommt. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Und was Jolán mit ihrer Gouvernante, Fräulein Galbory, anstellte, das war tatsächlich zu viel.

Zum Glück jedoch: ihre Herrschaft fand schließlich ein Ende. Und zwar zur gleichen Zeit, als auch Sári Várhalmy bei uns nahezu unmöglich wurde.

Doch gerade diese Geschichte soll hier erzählt werden.

Fräulein Galbory war eines der unglücklichsten Geschöpfe Gottes.

Wenn ich ihre Beschreibung damit beginne, dass ihr Gesicht wunderbar schön war, wird sich jeder wundern, denn so etwas gehört ja keineswegs zu den Unglücksfällen. Ich kann sogar hinzufügen,

dass ihre Gestalt vollkommen war und ihr Wissen beinahe unvergleichlich. Und dennoch war Fräulein Galbory ein überaus unglückliches Geschöpf. Denn bei all diesen hervorragenden Eigenschaften war sie auf einem Fuß – lahm.

Ja. An ihrem rechten Fuß musste sie einen Schuh mit einer so dicken Sohle tragen, als ginge sie auf einer Zigarrenschachtel. Doch solche Schuhe kennt ja jeder! Und jeder weiß auch, dass der Raum zwischen den Sohlen mit Kork ausgefüllt ist, damit er leicht bleibt – mit jenem weichen, porösen Holz, aus dem man auch Korken macht. Und da die arme Fräulein Galbory diesen Fuß zudem leicht nachzog, war es nur natürlich, dass Jolán sie „Korkenzieher“ nannte!

Ich erinnere mich ganz genau – obwohl die Sache nun schon zehn Jahre zurückliegt –, dass Fräulein Galbory, wenn sie saß, von wunderbarer Schönheit war. Ihre dunkelblauen Augen wurden von langen, braunen Wimpern beschattet, ihr goldblondes Haar funkelte im Sonnenlicht. Doch sobald sie aufstand, war es mit all dieser Schönheit vorbei, denn dann vergaß jeder die Augen und das goldblonde Haar; dann sah man nur noch, dass die

eine Sohle ihres Schuhs viel dicker war als die andere.

Und dazu war das Fräulein selbst die Verkörperung der Sanftmut. Wie viel ertrug sie zum Beispiel von der unreifen kleinen Jolán, aber auch von Sári Várhalmy, die beinahe täglich bei meinem Onkel zu Gast war. Dieses schöne, stolze Mädchen quälte Fräulein Galbory ständig, ebenso wie jeden anderen, der in ihre Nähe geriet. Ja, sie tat es bei ihr noch mehr, denn bei ihr fand sie noch leichter einen wunden Punkt als bei anderen.

Schon damals glaubte ich es, und jetzt weiß ich es ganz gewiss, dass die schöne Várhalmy-Tochter aus instinktiver Eifersucht so unerquicklich gegenüber Fräulein Galbory war, wie sie es war. Denn gewiss fühlte sie selbst, dass sie ihr weder an Schönheit noch, vor allem, an Bildung das Wasser reichen konnte.

Besonders unerquicklich war sie der Gouvernante gegenüber, wenn auch Graf Szentirmay in der Gesellschaft anwesend war; denn der Graf, der das Fräulein stets nur im Sitzen sah, beschäftigte sich – wenn ich mich jetzt zurückerinnere – weit mehr mit Fräulein Galbory als mit Sári Várhalmy.

Die Tochter des Vizegespans versuchte oft, und zwar rücksichtslos und grob, auf den körperlichen Makel der Gouvernante anzuspielen, doch es schien vergebens. Der Graf achtete nicht darauf oder verstand die Anspielungen nicht. Schon damals, obwohl ich noch wirklich ein Kind war, sah ich, dass das kein gutes Ende nehmen würde.

Ich hatte zwar nichts mit der Sache zu tun, doch unwillkürlich begann ich immer mehr zu bangen, wann sie die arme Fräulein Galbory endgültig zugrunde richten würden – ich sage „würden“, denn die kleine Jolán stand natürlich ständig unter dem Einfluss der Várhalmy-Tochter. Dass es so kommen würde, davon war ich fest überzeugt.

Und doch geschah gerade das Gegenteil.

Eines Tages nämlich, am Namenstag meiner Tante, war bei meinem Onkel eine große Gesellschaft versammelt. Unter den Gästen befand sich natürlich auch Sári Várhalmy. Und auch Graf Szentirmay war da. Und ich selbst war ebenfalls zugegen; ich habe die Ereignisse mit eigenen Augen gesehen.

Nach der Jause gingen wir hinunter zum Tennisplatz, wo die Erwachsenen zu spielen

begannen. Die Várhalmy-Tochter stellte es so an, dass sie mit dem Grafen in derselben Gruppe war; Jolán stand ihnen gegenüber. Ich glaube, sie hatten die Sache schon vorher abgekartet. Die Mütter und Onkel der Kinder saßen am Rand des Platzes, und dort saß auch Fräulein Galbory, der es, die Arme, irgendwie gelungen war, beim Hinuntergehen ihre Lahmheit vor dem Grafen zu verbergen.

Das Spiel war schon in vollem Gange, als Jolán einmal – gewiss absichtlich – den Ball so hinüberschlug, dass er geradewegs vor den Füßen des Fräuleins liegen blieb. Der Graf wollte hinzuspringen, doch Sári Várhalmy hielt ihn zurück, als hätte sie nichts bemerkt. Und Jolán rief schon frech und befehlend:

– Fräulein! Heben Sie ihn auf! Sehen Sie das denn nicht?

Die arme Fräulein Galbory wurde rot wie eine Rose, doch im nächsten Augenblick überzog tödliche Blässe ihr Gesicht. Sie konnte nicht anders: sie humpelte zu dem Ball hin und hob ihn auf.

Sári Várhalmy und die zu ihrer Gefolgschaft gehörenden jungen Männer aus dem Komitat grinsten albern.

Der Graf betrachtete das Fräulein mit erschrockenem Erstaunen; er bemerkte ihre Lahmheit. Dann blickte er sich um und sah auch das Grinsen. Missmutig zog er die Augenbrauen zusammen, warf im nächsten Augenblick seinen Tennisschläger fort, wandte Sári den Rücken, ging auf das Fräulein zu und führte sie, indem er sie unter den Arm nahm, ins Haus hinauf.

Auf dem Tennisplatz herrschte peinliche Stille.

Etwa zehn Minuten später kehrte der Graf zurück. Er trat zu meinem Onkel und sagte laut, so dass es jeder hören konnte:

– Herr Doktor, ich habe die Ehre, Sie um die Hand von Fräulein Galbory zu bitten!

Ach, wie bleich war das Gesicht der Vizegespanstochter!

Seitdem hat sie nie wieder die Schwelle des Hauses meines Onkels überschritten.

Und mit ihr verschwand auch Jolánkas Herrschaft für immer. Anstelle von Fräulein Galbory bekam sie eine alte englische Gouvernante, die sie dermaßen zur Ordnung brachte, dass sie keinen Mucks mehr zu machen wagte.

Psychiatrie

Doktor Wolf, Professor der Seelenkunde, biegt in das Gasthaus „Zum Goldenen Spiegel“ ein, weil plötzlich ein Regenschauer niedergeht und er keinen Regenschirm bei sich hat. Er war noch nie dort, daher bewegt er sich unsicher und sucht nach einem passenden Platz. Doch gerade wegen des Regens sind auch andere hereingeeilt, sodass alle Tische besetzt sind. Nur einer scheint geeignet: an ihm sitzt lediglich ein junger Mann mit sehr traurigem Gesicht. Der Doktor geht also hinüber, sagt guten Abend und setzt sich etwas befangen.

Der Traurige nickt zurück.

Dieser Doktor Wolf ist ein regelrechter Besessener der Psychiatrie. Morgens, beim Ankleiden, betrachtet er minutenlang sein Gesicht im Spiegel, zieht streng die Augenbrauen zusammen, blickt dann wieder forschend – kurz, er stählt sich für seine Untersuchungen. Tagsüber forscht er dann. Wen immer ihm der Zufall zuführt, dem schaut er unerbittlich in die Seele. Schon hat er glänzende Erfolge erzielt. So stellte er einmal bei einem Mann, der im Kaffeehaus ständig mit

geschlossenen Augen dasaß, den Kopf hin und her wiegte und ein aschgraues Gesicht hatte, nach kurzer Beobachtung fest, dass er nicht blind sei, sondern schlafe – und zwar vermutlich infolge von Alkoholmissbrauch.

Der traurige junge Mann ist recht gut gekleidet, doch seine Kleidung ist bereits etwas abgetragen. Sein Gesicht ist traurig; unsicher und mutlos blickt er ins Leere. Vor ihm steht ein Weinglas, in dem sich sichtbar ein sehr feiner Wein befindet, doch er greift nur selten danach und selbst dann berührt er ihn kaum mit den Lippen. Seine Hand, die wahrlich nicht ganz sauber ist, verbirgt er sorgfältig.

Am Nachbartisch sitzen zwei Personen: ein Mann und eine Frau. Der Mann ist elegant, ja übermäßig elegant, jedoch etwas liederlich wirkend. Von der Frau lässt sich auf den ersten Blick feststellen, dass sie keine Karmeliterin ist. Sie raucht und zieht demonstrativ den Kopf aus den Rauchschwaden zurück. Denn Frauen blasen den Rauch nicht einfach aus, sie ziehen ihren Kopf davon weg.

Der Doktor interessiert sich außerordentlich für den traurigen jungen Mann. Er denkt bei sich:

– Es steht außer Zweifel, dass er ein verarmter oder heruntergekommener Herr ist. Gewiss ist dies wohl sein letztes Geld, und doch trinkt er lieber weniger, dafür aber feinen Wein. An seiner Kleidung, so abgetragen sie auch ist, sieht man, dass sie aus gutem Stoff besteht. Sie sitzt ihm etwas locker – früher war er also wohlhabend; vermutlich auch kräftiger. Diese Hand, die mir näher ist, versteckt er ständig und trinkt lieber mit der linken, weil sie nicht ganz sauber ist.

Das ist vornehme Scham. Nun bleibt nur die Frage, ob er verwahrlost ist oder ohne eigene Schuld in dieses traurige Schicksal geraten ist. Doch auch darüber bin ich mir schon im Klaren. Ein verwahrloster Mensch wird trotzig, zynisch, ja herausfordernd gegenüber den anderen, ordentlich lebenden Menschen. Dieser aber – wie bescheiden, wie traurig er blickt! Nein, es besteht kein Zweifel mehr: dieser Mensch ist ein verarmter Herr, dessen Seele jedoch noch nicht verdorben ist. Ich fühle, dass es meine Pflicht ist, ihm mit meinem Wissen beizustehen. Es wird ihm wohltun, wenn ich ihm ins Gesicht sage, dass man an ihm erkennt, wer er ist und was ihm widerfahren ist. Nun denn!

Er räuspert sich und fragt freundlich:

– Sie sind wohl auch vor dem Regen hier hereingekommen?

Der traurige junge Mann fährt nervös hoch, blickt den Doktor aufmerksam an und sagt:

– Ja.

Der Doktor fühlt sich durch dieses erste „Ja“ ein wenig erwärmt. Nur ist es unerquicklich, dass das rauchende Mädchen grinst. Ihr Begleiter hat ihr wohl irgendeinen Unsinn zugeflüstert.

Der Doktor spürt, dass er nun sehr diskret und taktvoll sein muss. Doch ebenso schwer ist es, darauf zu verzichten, dass die Nachbarn nicht hören, was er sagt, und so nicht Zeugen des Triumphes der Psychiatrie werden. Halb laut, schonend fragt er:

– Und… und… haben Sie bereits zu Abend gegessen?

Der traurige junge Mann sieht ihn wieder nervös an und sagt dumpf, leise und zögernd:

– Ja.

Die Seele des Doktors erwärmt sich immer mehr.

– Ich habe den Armen zur Lüge gezwungen – denkt er –, doch das tut nichts zur Sache. Ich bin auf der richtigen Spur. Wäre er kein geborener Herr, so hätte er gesagt, dass er noch nicht gegessen habe, ja,

er hätte sich sogar beklagt, in der Hoffnung, ich würde ihm ein Abendessen bezahlen.

Verlegen, etwas gequält, doch noch immer so, dass die Nachbarn es hören können, fährt er fort:

– Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich glaube, dass dieses Abendessen – wie soll ich sagen… – Ihrem Magen nicht geschadet hat. Schließlich ist ja nichts dabei… das heißt, gewiss, für mich ist es leicht, so etwas zu sagen, aber für Sie, bei dem man sofort erkennt, dass er ein Herr ist… für Sie ist die Entbehrung qualvoll, die Sie gewiss ohne eigene Schuld getroffen hat. Verzeihen Sie und halten Sie mich nicht für aufdringlich, aber nicht wahr… die Liebe…

Neugierig, beinahe flehend blickt er den traurigen jungen Mann an, denn er fühlt, dass er jetzt ein Meisterstück vollbringt. Der traurige junge Mann schweigt eine Weile, senkt dann seinen verlegenen Blick und sagt leise:

– Ja!

Der Doktor reibt sich glücklich die Hände. Nur ist es unerquicklich, dass das rauchende Mädchen wieder grinst. Doch zum Teufel mit ihr! Was kümmert es einen Wolf, wie ein solches nichtsnutziges Geschöpf grinst?

– Nehmen Sie die Dinge nicht so traurig – ermuntert er den jungen Mann väterlich. – In Ihrem Alter ist noch nichts verloren. Doch die Traurigkeit ist ein schlechter Ratgeber; stoßen Sie sie aus Ihrem Herzen! Es gibt nur eines auf der Welt, das wahrhaft tröstet: die Arbeit! Nun, und die glücklichen Zufälle! Sehen Sie, welch ein Glück es für Sie ist, dass Sie heute Abend mit mir zusammengetroffen sind, mit einem Kenner der Seelen! Also: nur arbeiten! Aber ein trauriger Mensch kann nicht arbeiten. Versprechen Sie mir, dass Sie die Traurigkeit aus Ihrem Herzen verbannen?

Wieder blickt er den jungen Mann erwartungsvoll an. Dieser sieht ihn an, antwortet lange nicht, schließlich erwidert er gezwungen:

– Ja!

Doktor Wolf bezahlt, schüttelt dem traurigen Mann die Hand, wirft einen verächtlichen Blick auf das Mädchen, das unaufhörlich grinst, und macht sich auf den Weg hinaus. Stolz und zufrieden. Draußen, im Schankraum, fragt er den Oberkellner:

– Wer ist der Herr, mit dem ich zusammensaß?

– Der? Ein Heizer hier im Kammon-Kaffeehaus. Der Arme ist taubstumm, er kann nur „ja“ sagen. Wenn man ihn fragt: „Nicht wahr, du

bist ein Ochse?“, dann antwortet er auch darauf: ja. Wir haben schon viel über ihn gelacht. Dabei ist er ein hervorragender Arbeiter. Seine rechte Hand ist gelähmt, und dennoch gibt es in ganz Budapest kaum einen so geschickten Heizer!

Der Doktor entfernt sich etwas ernüchtert, doch auf der Straße bleibt er stehen, legt den Finger an die Stirn und ruft triumphierend:

– Hopp! Jetzt weiß ich, warum das Mädchen gegrinst hat! Ja, ja – die Psychiatrie…

Meine Schachtel

Ein anderer würde schreiben: mein Zimmer. Aber ich kann das nicht schreiben, denn das, worin ich wohne, ist kein Zimmer, sondern eher eine größere Schachtel, eine Kiste. Darin befinden sich ein Bett, ein Ofenrohr und vierundsiebzig Bettwanzen. Diese kenne ich bereits beim Namen. Jeden Tag versieht eine andere Gruppe Dienst, sie wechseln sich im Stechen ab. Und manchmal, gegen Morgengrauen, bin auch ich an der Reihe. Wenn ich jedoch zu Hause bin, lässt sich die Tür nicht schließen, weil meine Füße hinausragen. Onkel Bolváry, der Gerichtsvollzieher, weiß schon im Vorzimmer, dass ich zu Hause bin, denn er erblickt meine Füße. Dann kommt er herein, pfändet die diensthabende Bettwanzengruppe und geht wieder. Ich aber schlafe weiter oder betrachte die Eiszapfen, die von der Decke herabhängen und die bei milderem Wetter durch kleine Sümpfe und winzige Moore ersetzt werden.

Gegen Mittag kratzt mir meine Wirtin, eine dicke jüdische Frau, an der Fußsohle – das ist meine Taschenuhr, daraus weiß ich, wie spät es ist. Doch

auch in anderen notwendigen Dingen kommen solche kleinen Kunstgriffe und Ersatzlösungen vor. So wird etwa der Waschtisch zu meiner vollen Zufriedenheit durch einen uralten Rohrstuhl ersetzt, aus dem ich die Rohrreste in einer windigen Nacht herausgebrannt habe. Die Rolle des Handtuchs übernimmt die Hälfte eines alten Bettlakens, und den Kerzenhalter ersetzen jene Talgtröpfchen, mit denen ich die Kerze am Rand meines Bettes festklebe.

Beinahe hätte ich vergessen zu erwähnen, dass es in meiner Schachtel auch Spinnweben gibt. Natürlich gibt es sie – und wie viele! Und dann wohnen im fünften Mauerspalt rechts drei Kakerlaken. Oft habe ich sie in stillen Nächten beobachtet und bin zu der Überzeugung gelangt, dass alle drei alte Jungfern sind, denn sie sind entsetzlich mager, traurig und ständig am Streiten. Vor allem aber schließe ich aus ihrem Benehmen auf ihren jungferlichen Zustand: sie schütteln schrecklich den Kopf und murren, wenn ich nachts, wenn ich nach Hause komme, nach Wein rieche. Ganz anders verhalten sich in solchen Fällen die männlichen Bettwanzen. Fröhlich stürzen sie sich auf mich und saugen mir einen beträchtlichen Teil

des Weines aus dem Blut. Es ist schon mehrmals vorgekommen, dass sie am Morgen ein wenig beschwipst waren.

Nun habe ich wieder etwas vergessen, und zwar das Wichtigste. Es wohnt nämlich noch etwas in der kleinen Schachtel. In meiner Kiste lebt die schrecklichste, trostloseste Einsamkeit. Ich könnte nicht einmal sagen, wann sie endgültig bei mir eingezogen ist, denn früher besuchte sie mich nur von Zeit zu Zeit. Doch dann hat sie sich irgendwie eingewöhnt. Ständig hockt sie im Ofenrohr, denn sie sagt, von dort höre sie das nächtliche Heulen des Windes am besten, und sie friere nicht, weil ihr Herz von der Traurigkeit durchwärmt werde. Wenn ich zu Hause bin, kommt sie nicht hervor, sondern wartet, bis ich die Talgkerze anzünde, und beginnt dann mit leiser, flüsternder Stimme allerlei wunderbare Geschichten zu erzählen. Sie spricht von alten, kleinstädtischen Gärten, in denen heitere Sonnenstrahlen umherwandern; dann erzählt sie von guten, lieben Müttern, die leise lächelten und mit tiefer Stimme im warmen Zimmer sprachen; sie erzählt von glühenden, heißen Lieben, die das Gesicht rosig machen und die Augen hell und glänzend. Und die Stimme des geheimnisvollen,

unsichtbaren Erzählers wird immer leiser, denn nun erzählt sie schon von Frauen und Kindern.

Wenn ihre Stimme schließlich ganz verklungen ist, beginne ich im Halbschlaf zu sprechen:

– Ich möchte deine geheimnisvollen Menschen unendlich gern sehen. Wie sonderbar müssen sie sein!

Und nun kommt die wunderbarste Eigenschaft meiner Schachtel. Der geheimnisvolle Bewohner des Ofenrohrs, die Einsamkeit, wirkt eine Art Zauber, und daraufhin weitet sich mein widerwärtiges kleines Nest und verwandelt sich in einen prächtigen, sonnendurchfluteten Blumengarten. Auf den sandigen, hellen, duftenden Wegen kommen die Menschen aus den Märchen. Von irgendwoher schlurft der alte Volksschullehrer herbei, in dessen Tasche ein geheimnisvolles, wichtiges Notizbuch steckt; es kommt der alte Archivar, der mittags stets mit haargenau gleichen Schritten von seinem Amt durch die Straßen der Kleinstadt nach Hause ging. Doch noch ehe er zwischen den prächtigen blühenden Bäumen verschwunden ist, höre ich schon die tiefe, sanfte Stimme meines Vaters. Er kommt. Mit jedem Schritt, den er sich mir nähert, legt sich mehr und

mehr die Dämmerung über den Blumengarten. Es ist bereits ganz dunkel, als er sich zu mir hinabbeugt und unendlich traurig sagt:

– Ich kann dir in deiner Traurigkeit nicht helfen, mein lieber Sohn, denn ich bin seit zehn Jahren tot!

Er geht. Noch lange höre ich seine Schritte auf dem Sand knirschen.

Jetzt stirbt die Dämmerung mit einem Schlag. Zwölf Sonnen entzünden sich gleichzeitig am Himmel. ihre Strahlen durchbohren den starren, trägen Leib der Finsternis. Das grelle Licht tobt und wogt über dem Garten, und hinter dem prächtigsten Tamariskenstrauch tritt ein Frauenantlitz hervor. Es blickt mich an – und verschwindet. Höllische Dunkelheit legt sich über den Garten, und ich schließe die Augen, um die infernalische Schwärze nicht sehen zu müssen. Da sagt der geheimnisvolle Erzähler leise:

– Zu Ende.

Ich antworte:

– Ja, zu Ende ist alles!

Und am Morgen, wenn ich erwache, wimmeln statt der Märchengestalten widerwärtige Bettwanzen und Kakerlaken um mich. Ich weiß nicht, was mich

dazu treibt: ich stoße mein Messer in das Bild, das über meinem Bett hängt und auf dem die göttliche Güte dargestellt ist. Denn so etwas gibt es auch in meiner Schachtel – ich habe nur vergessen, es zu erwähnen. Doch lohnt es sich überhaupt, von solchen Dingen zu sprechen?

Der Dämon

Während sie sich so gegenübersaßen, zogen vor den Augen des Mannes zuweilen nebelhafte Schleierfetzen vorüber bei dem Gedanken, dass diese Frau – diese prachtvolle, schneeweiße Tigerin – dieselbe sei, mit der er vor fünfzehn Jahren stundenlang spielerisch Verstecken hatte spielen können in den üppigen Wäldern am Ufer des Missouri. Damals hieß das käferäugige Mädchen noch Mildred, die jedoch heute unter dem klangvollen Namen Amarillis eine ganze Flut von Liebesbriefen erhält. Seit jener Zeit begegneten sie einander jetzt zum dritten Mal wieder: zum ersten Mal vor wenigen Wochen, in Amarillis' Welt, hinter den Kulissen des halb Theater, halb Varieté genannten Hauses, das kurz Burmans Gaily hieß; und seitdem war der Mann wie ein Schlafwandler der Frau gefolgt, nunmehr nicht nur getrieben von der alten, lilienreinen Liebe, sondern auch von der schmerzlichsten, verzehrendsten Begierde.

Von den alabasternen Schultern der Frau war – nicht ganz zufällig – das feuerrote Seidennegligé tief herabgerutscht; mit ihren rabenschwarzen,

glühenden Augen blickte sie reglos auf den vor ihr sich windenden Sklaven. Auch in ihrer Seele lebten für einen Augenblick die Märchenbilder der vergangenen Zeiten wieder auf, doch die kühle Klugheit und die über lange Jahre eingeübte stahlharte Zielstrebigkeit töteten sie sogleich in Scharen. Schließlich sprach sie leise:

– Ich bedaure Sie, mein lieber Freund, denn ich sehe, dass Sie wirklich leiden. Aber ich kann Ihnen nicht helfen; ohne Liebe werfe ich mich Ihnen nicht hin, meinem einst so lieben Ritter, und lieben tue ich Sie nicht – vielleicht habe ich Sie nie geliebt. Wir passen auch gar nicht zueinander: ich, die freie, leichtlebige Fee der geschminkten Welt, Sie ein nüchterner, ernsthafter Bürger – wenn ich recht weiß, der Hauptkassierer der Metropolitan Bank…

Sie schwieg und spielte gelangweilt mit dem geschliffenen Stöpsel ihres Parfümfläschchens. Doch plötzlich fiel ihr etwas ein.

Lächelnd, als scherze sie nur, doch sehr leise, sagte sie:

– Wenn Sie jedoch wirklich so sehr von Leidenschaft nach mir verzehrt werden, wie Sie sagten, dann gäbe es vielleicht doch eine Möglichkeit…

Der Mann horchte auf, und seine Nasenflügel weiteten sich wie die eines hungrigen Raubtieres.

– Übermorgen – sagte Amarillis flüsternd, während sie mit eingeübter, mädchenhafter Schüchternheit die Augen niederschlug – muss ich bis zum Abend fünfzigtausend Dollar bezahlen, sonst gerate ich in ernsthafte Schwierigkeiten. Wenn Sie mir helfen könnten, wäre ich selbstverständlich auch nicht undankbar…

Der Mann ließ den Blick träumerisch über die falschen Gobelins an den Wänden schweifen. Er wusste, dass seine Hoffnungen zusammengebrochen, in nichts zerfallen waren, doch er vermochte sich nicht zu rühren.

Plötzlich jedoch fiel auch ihm etwas ein, woraufhin sein Herz ihm bis zum Hals pochte. Seine Augen schlossen sich, und vor ihnen schwebte Amarillis' schneeweißer Körper, wie so oft schon im Halbschlaf.

Sein Gesicht war nicht bleich, sondern fahlgelb, als er leise sagte:

– Amarillis, erwarten Sie mich übermorgen um sechs Uhr nachmittags!

Den ganzen Tag über fühlte er sich, als sei er nicht mehr er selbst, sondern jemand anderes, als

hätte ein neuer, fremder Mensch seine Seele in seinen Körper einquartiert.

Als er nach Schluss der Dienststunden mit hastigen, nervösen Schritten die mit Teppichen belegte Treppe des Bankgebäudes hinuntereilte, trug er das Geld bereits in der Tasche; doch es war ihm, als hätte ihm jemand statt der weichen, seidigen Papierstücke schwere, kantige Straßensteine hineingesteckt. Er versuchte, über diesen Einfall zu lächeln, doch als sich sein Mund verzog, schlugen seine Zähne leise aufeinander.

Zum Mittagessen ging er nicht nach Hause – er war ein unverheirateter, einsamer Mann und tat, was ihm gerade beliebte; höchstens würde Orsolya, die alte Haushälterin, ihn am Abend tüchtig ausschimpfen –, sondern begab sich in eines der besseren Restaurants in der Eighteenth Street. Während er nach dem prächtigen Mahl mit Genuss die violetten Rauchschlangen seiner stangenlangen Zigarre in die Luft blies, versuchte er, vor seiner glühenden Einbildungskraft jenen Augenblick heraufzubeschwören, in dem…

Doch es gelang ihm nicht.

Als er auf die Straße trat, begannen die endlosen Reihen himmelhoher Häuser und der

wogende Strom der Menschen sich wie ein gewaltiges, dunkles Rad um ihn zu drehen, und da sprach er laut den Refrain aus Edgar Allan Poes berühmtem Gedicht Der Rabe: „sprach der Rabe: Nimmermehr“ – doch er wusste selbst nicht, warum er es sagte und wie es ihm in den Sinn gekommen war.

Als in der Kirche der Karmeliten die Uhr sechs schlug, eilte er hinauf in Amarillis’ Wohnung.

Als er ihr die Hand küsste, blickte sie ihn kaum an; schon aus dem Klang seiner Stimme, aus dem Druck seiner Hand wusste sie, dass alles so geschehen war, wie es geschehen musste. Sie lächelte darüber, dass alles so einfach und selbstverständlich war.

Das Gesicht des Mannes wurde, als er das Geld überreichte, plötzlich bleigrau. Es war wie das Antlitz eines seit zwei Tagen Verstorbenen, der die Weiße des weiblichen Körpers nicht mehr sieht.

Amarillis warf das Bündel Banknoten achtlos auf den Tisch und blickte dem Mann fest in die Augen. Sie wusste, was geschehen war, und auch vor ihren Augen huschten wieder die Hainlandschaften am Ufer des Missouri vorüber. Sie

hörte auch alte, vertraute Stimmen – doch all dies dauerte nur einen einzigen Augenblick.

Sie zuckte mit den Schultern und fragte sich lautlos:

– Fragt der Jäger den Fasan, ob er ihn erlegen darf? Dabei fällt mir übrigens ein, dass ich Fasanenbraten sehr liebe.

Sie lächelte und zog, als Zeichen völliger Hingabe, die prachtvolle diamantene Nadel heraus, die ihr Kleid an der Brust zusammenhielt.